Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus — Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 10 | 8. März 1931 | 37. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. — Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

„Der Hausfreund" ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zł. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zł. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8.

Postscheckkonto Warschau 62.965. Gaben aus Deutschland werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund" erbeten, aus Amerika und Canada an den Schriftleiter

Gnade allein.

Gnade ist's, die mich befreit
Von dem Joch der Schuld und Sünde.
Gnade ist's, die mich erneut,
Die vom Aug' mir nahm die Binde.
Gnade hat mich durchgebracht,
Nur die Gnade hat's vollbracht.

„Gnade sei für dich genug",
Sprach der Herr in stiller Stunde.
Gnade, die mich liebend schlug,
Sie verband auch jede Wunde.
Gnade, Gnade nur allein,
Soll mein einzig Rühmen sein.

Gnade ist's, die mich nun trägt
Durch mein Tagwerk, durch mein Leben.
„Gnade", sag' ich, wenn man frägt:
Was hat dir die Kraft gegeben?
„Gnade" nur ist's, so bezeugt
Meine Seele tiefgebeugt.

Gnade! über sie hinaus
Komm ich nie auf dieser Erden.
Gnade soll, komm ich nach Haus,
Meines Loblieds Grundton werden,
Seine Gnadenkraft genügt,
Wie's der Herr auch für mich fügt.

H. v. R.

Das Christentum der Tat.

„Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein". Jak. 1, 22.

Das ist ein Wort, das allgemeine Zustimmung findet. „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun Taten sehen". Das ist die Losung unserer Zeit in allen Ländern. Es hat, wie man heute immer wieder betont, keinen Zweck, tiefdurchdachten Reden zuzuhören und edle Grundsätze anzuerkennen, wenn man keine Erfolge aufzuweisen hat, wenn dadurch nichts gebessert wird. Diese Losung hat man auch in der Gemeinde ausgegeben, und sie hat viele schlummernde Kräfte zu reger Tätigkeit erweckt und schöne Früchte gezeitigt. In den einzelnen Gemeinden, auf den Feldern der inneren und äußeren Mission und der Wohlfahrtspflege wird heute von Christenmenschen mit einem Eifer gearbeitet, daß man daran seine helle Freude haben muß. So ists recht, denn ein Glaube, der sich nicht tätig erweist, wie der Apostel Jakobus in anderen Stellen seines Briefes so deutlich sagt, ist tot und hat vor Gott keinen Wert.

Es ist ein großer Schade für die Gemeinde, wenn solche, die regelmäßig das Haus des Herrn besuchen, um Gottes Wort zu hören, und fleißig in ihrer Bibel lesen, in ihrem täglichen Leben wenig von der erneuernden und heiligenden Kraft des Evangeliums merken lassen. Das hat den Christen in den Augen der Welt den Vorwurf der Heuchelei eingetragen, daß man mit Recht von diesem oder jenem sagen konnte, daß er bei seinem Kirchengehen derselbe geizige, hochmütige, selbstsüchtige, lieblose, unehrliche Mensch geblieben ist. Das hat schon manchen davon abgehalten, die Gemeinschaft der Gläubigen zu suchen, daß er nicht ohne Berechtigung sagen konnte: Manche Kirchenleute sind nicht besser als ich. Durch obiges Wort ermahnt uns der Apostel zunächst, daß wir uns unserm Heiland ganz ergeben, damit Er uns durch Seinen Heiligen Geist zu neuen Menschen mache, indem Er die sündlichen Lüste und Neigungen in uns ertötet und die Früchte der Gerechtigkeit in uns zeitigt.

Ein Täter des Wortes sein bedeutet mehr, als daß man seines Heils in Christo gewiß wird und den Frieden mit Gott findet, der uns in allen Lagen des Lebens stärkt und tröstet. Wem der Herr die Sünden vergibt, den beruft Er auch zu Seinem Dienst in dieser Welt, der gehört zu der Kerntruppe, durch die Er die Bollwerke des Feindes zerstören und Sein Reich bauen will. Dem gibt Er die Aufgabe, die Himmelskräfte, die Er ihm mitteilt, in seiner Umgebung zum Wohl seiner Mitmenschen, in seiner Gemeinde zum Besten Seines Reiches wirksam werden zu lassen. Kein Christ darf in selbstsüchtiger Weise den Segen, der ihm sonntäglich so reichlich zuteil wird, für sich allein behalten wollen, keine christliche Gemeinde darf nur an ihren eigenen Aufbau denken, denn der Herr hat ihr die Aufgabe gegeben, das Evangelium aller Kreatur zu predigen.

Aber eben weil wir heute besonders das Tun betonen,

müssen wir uns davor hüten, es in einseitiger Weise hervorzukehren, daß wir darüber das Hören versäumen. Der Apostel stellt das Tun nicht in Gegensatz zum Hören. Er sagt nicht: Seid nur Täter des Worts, nicht Hörer, sondern er setzt voraus, daß jeder ein fleißiger Hörer ist. Es tut auch nicht genug, daß man allerlei Gutes tue, sondern er fordert Täter des Worts.

Da ist vielleicht einer, der immer willig ist, wenn es etwas zu tun gibt für die Gemeinde oder für irgend ein Werk des Reiches Gottes, und wirkliches Opfer bringt für die Sache des Herrn. Man muß sich über seinen Eifer freuen. Aber er läßt sich dabei nicht durch das Wort Gottes leiten, sondern geht eigene Wege. Um sein Ziel zu erreichen, bedient er sich Mittel, die unwürdig sind und dem Ansehen der Gemeinde schaden. Er versteht es vielleicht, Gelder aufzubringen oder andere zur Mithilfe zu begeistern, aber er tut es in einer Weise, die im Widerspruch steht mit den Grundsätzen des Wortes. Er tut viel, aber seine Beweggründe sind nicht immer edel und rein. Vor allem aber vergißt er, daß wir im Reiche Gottes nichts durch unsere Kraft und Weisheit erreichen können, sondern daß Gottes Geist durch uns wirken muß, wenn Segen gestiftet werden soll. Dem muß man ernstlich vorhalten, daß er nicht ein Täter des Worts sein kann, wenn er nicht erst ein rechter Hörer geworden ist, der das Wort mit Sanftmut aufnimmt und Gottes Geist in sich wirken läßt.

Wer ohne Gott Taten tun will, wird vergeblich wirken. Schon darum, weil er angesichts der Schwierigkeiten, der Enttäuschungen und der Verkennung, mit denen er zu rechnen hat, nicht die Kraft zum Ausharren und Ueberwinden hat. Wer dem Herrn recht dienen will, muß sich wie Maria fleißig zu den Füßen Jesu setzen, um Sein Wort zu hören und die Kraft und Weisheit und Liebe zu empfangen, die er zur Erfüllnng seiner Aufgaben nötig hat. (Friedensbote).

Eine segensreiche Verirrung.

Prediger Samuel Keller erzählte vor einer längeren Reihe von Jahren: Als ich in Südrußland Prediger war, sollte ich an einem nebligen Tage eine entlegene Gegend meiner Gemeinde besuchen, wo ich 14 Tage bleiben mußte. Ich hatte einen jungen, unerfahrenen Kutscher bei mir, und wir hatten den ganzen Tag zu fahren. Der Nebel war sehr dick, und wir mußten irgend einen Wagen oder sonst etwas für einen in der Steppe als Wegweiser dienenden Erdhaufen gehalten haben — kurz wir bogen ab, und, wie sich nachher herausstellte, zu früh. Wir fuhren darauf los über die Steppe. Es wurde immer dunkler und zuletzt ganz dunkel. Wir hielten an. „Wir haben uns verirrt", sagte ich zum Kutscher. „Ja", war seine Antwort. Es wurde stockfinster; wie mit schweren schwarzen Flügeln senkte sich die Nacht über die weite, weite Steppe, wo man nach keiner Richtung hin nur eine Spur von Leben wahrnehmen konnte. „Was ist zu tun?" fragte ich den Kutscher, — „übernachten auf der Steppe?" Später habe ich das oft getan; aber jetzt war ich nicht eingenommen dafür. Der Knecht wußte Rat. „Wir warten hier, bis die Pferde zu frieren anfangen. Die Zügel lassen wir los. Die Pferde werden bald unruhig und wollen nach irgend einer Richtung geführt werden. Dann läßt man aber die Zügel in Ruhe und schnalzt nur mit der Zunge, und die Pferde gehen von selbst in der Richtung, wo sie am ehesten bei Häusern und Menschen sind." Ich erklärte mich einverstanden, obschon ich die Sache noch nie probiert hatte. Und richtig: bald hob ein Pferd den Kopf, schüttelte die Mähne und trabte davon; das andere Pferd folgte dem Beispiel. — Wohin es ging, das wußte ich nicht. Bald aber hörten wir Hundegebell in der Ferne, und kurz darauf rannten einige bellende Hunde um unseren Wagen. Wir sahen im Dunkeln eine armselige, mit Stroh gedeckte Hütte. Ich rief nach Menschen. Da kam ein Knabe gesprungen. Ich sagte auf russisch: „Ich bin der deutsche Prediger." Der Knabe antwortete in schlechtem Russisch. Da sagte ich es deutsch. Er schrie laut auf und verschwand im Dunkeln. Die Hunde begannen wieder zu lärmen, da sie der Geschichte nicht zu trauen schienen. Ich blieb im Wagen, da ich die Steppenhunde kannte und heute noch einen Denkzettel an sie am linken Knie herumtrage.

Da erschien eine Frau, die eine Kerze in der Hand hielt. „Ich sagte: „Ich bin der deutsche Prediger; ich habe mich verirrt in der Steppe, und ich bitte um einen Platz in der Hütte". Da ließ die Frau das Licht fallen. Die Flamme erlosch zischend in der Pfütze. Die Frau schlug die Hände zusammen, sank zu Boden und rief in die Nacht hinaus: „Herr Gott, du bist der Gott, der Gebete erhört; darum kommt alles Fleisch zu dir!"

Ich sprang aus dem Wagen und führte die Frau ins Haus. Sie sagte mir, daß sie den ganzen Tag Gott angerufen habe, daß er den Prediger zu ihrem Manne schickte, der in den letzten Zügen liege. Die Frau sagte, sie habe gewußt, daß ich heute fünf Stunden von hier vorbeifahre in die entlegene Gegend; aber sie habe gebetet, daß der Prediger — wie, das wisse sie nicht — doch noch kommen möge, um mit ihrem Manne zu beten, und nun sei das Gebet erfüllt.

Drinnen traf ich den Sterbenden und tröstete ihn. Die Frau kochte etwas, der Knecht schlief bei den Pferden, und da ich müde war, wurde mir auf einer Bank aus drei Schafpelzen ein Lager bereitet. Die Frau wachte. Ich schraubte das Licht herunter und legte mich schlafen, und bald schlief ich fest. Da schien mir nach einiger Zeit — es mochten wohl einige Stunden sein — daß mich jemand von der Seite ansehe. Ich wachte auf und sah den Blick des Sterbenden auf mich gerichtet. Ich stand auf, schraubte das Licht in die Höhe, ging zum Kranken und fragte ihn, was er wolle, ob er etwas Wasser wünsche. Er sah mich an, schüttelte den Kopf und sagte: „Immer noch kann ich das Wunder kaum verstehen, daß Gott Sie wirklich hergesandt hat an mein Sterbebett".— Und er sah mich verklärt an. Aber es wechselte der Glanz seiner Augen — der Tod war nahe. Ich weckte die Frau, die vor Müdigkeit eingeschlafen war; wir sanken auf die Knie und beteten, und als ich das Amen gesprochen hatte, war er selig entschlafen und die Frau war eine Witwe.

Aus der Werkstatt

Neulich hatte der Werkmeister Gelegenheit, eine Idiotenanstalt zu besuchen, die Insassen zu sehen und auch zu ihnen zu reden. Ganz eigenartige Empfindungen gingen ihm dabei durch die Seele, denn hier kann man erst recht erkennen, was Gesundheit des Leibes, des Geistes und der Seele bedeuten, die wir oft so selbstverständlich hinnehmen und dabei oft so leicht vergessen, daß es Gnadengaben Gottes sind, für die wir dankbar sein sollen.

In der Anstalt befinden sich über dreißig solcher unglücklicher Menschenkinder, die in verschiedenem Alter stehen, aus verschiedenen Gegenden stammen und aus verschiedenen Gesellschaftskreisen kommen. Jeder von ihnen hat bis zu seiner Aufnahme in die Anstalt seine besondere Geschichte des Elends durchzu-

machen gehabt; erst hier hat ihr Leben mit geringen Ausnahmen einen einigermaßen einheitlichen Charakter angenommen und gestaltet sich, so gut es eben bei ihnen möglich ist, zu einem erträglichen und ihrem Zustand angemessenen. Sie stehen unter der Aufsicht des Anstaltsleiters und einiger tüchtiger Schwestern, die mit viel Mühe, Geschick und Geduld versuchen, die noch vorhandenen Bruchstücke von Vernunft, Gedächtnis, Sprache und physischen Fähigkeiten zu pflegen und sie entsprechend zu betätigen.

In der Männerabteilung, die der Werkmeister zuerst betrat, starrten ihn etwa 15 Elendsgestalten mit ihren gläsernen Augen an. Den Gruß erwiderten nur einige, während die anderen sich ganz apatisch verhielten. Der jüngste von ihnen ist etwa 15–17 Jahre alt und der älteste gegen 40. Mehrere von ihnen haben, entsprechend ihren Fähigkeiten, Leidenschaften oder auch Neigungen besondere Beinamen erhalten. Zuerst lernte der Werkmeister den „Frager" kennen, der sich gleich nach dem Betreten des Raumes mit seinen Fragen einstellte. Er ist eine kleine Gestalt mit verhältnismäßig leuchtenden und neugierigen Augen. Seine erste Frage war, ob der Werkmeister Wolf heiße, als ihm dies verneint wurde mit der Erklärung, daß ein Wolf ein ganz gefährliches Tier sei und der Werkmeister so nie heißen wolle, ließ er nicht eher nach, bis er den rechten Namen gehört hatte; damit war er aber noch nicht zufrieden, nun wollte er auch gerne wissen, ob er ein Bildchen bekommen werde; dann sagte er, daß er im April Geburtstag habe und fragte, ob ihm der Werkmeister zum Geburtstag etwas schenken werde, und so ging das Fragen fort. Es fällt dem Mann sehr schwer zu sprechen, da er eine gelähmte Zunge hat, aber trotzdem wird er des Fragens nicht müde.

Als der Werkmeister zur Begrüßung jedem die Hand reichte, erklärte der ihn begleitende Anstaltsleiter bei einem, der ganz in der Ecke saß und durch Schlaganfall gelähmt war, daß das der „Theolog" sei, weil er von allen das meiste aus der Bibel weiß. Ein weiterer war der „Böse", der oft unter einer Vernichtungswut leidet und alles, was ihm in die Hände kommt, zerstört. Noch ein anderer hat sogar zwei Beinamen, nämlich der „Höfliche" und der „Musiker". Der „Höfliche" heißt er deshalb, weil er ohne besondere Aufforderung „Danke schön" sagt, und „Musiker", weil er in der Tasche ein kleines Okarino trägt, in das er gerne hineinbläst. Auf die Frage, ob er spielen könne, antwortete er mit einem höflichen und freudigen Ja. Auf die Frage, was er spielen könne, antwortete er: „Ich will mit den Hirten gehen". (Ein Lied, das er von Weihnachten her noch im Gedächtnis hatte). Als er das Lied zu spielen aufgefordert wurde, machte er ein recht ernstes Gesicht und blies in sein Okarino so gut er konnte und bewegte auch seine Finger, aber seine Fingertechnik schien ihm da besser zu funktionieren, wo keine Löcher zum Greifen waren. Aus den Tönen, die er auf seinem Instrument hervorbrachte hätte wohl selbst ein Sebastian Bach kein Weihnachtslied machen können, aber dieser bedauernswerte Mensch hatte das Bewußtsein, daß es ein Weihnachtslied sei. Natürlich ließ ihn der Werkmeister bei diesem Bewußtsein und lobte seine Kunst, denn er hatte sie so gut gemacht, wie er konnte.

Auf die Frage, ob sie gerne eine Geschichte hören wollen, antworteten einige mit strahlendem Gesicht bejahend. Zuerst erzählte ihnen der Werkmeister nun die Geschichte von dem verlorenen Schaf und wie es der Hirte gesucht und wiedergefunden hat, und daß Jesus der gute Hirte sei, der die Menschen auch sucht und sie in den Himmel nehmen will. Die nächste Geschichte war von dem Sturm auf dem Meere, den Jesus stillte, und zuletzt von Jesu Weilen in Bethanien. Das schien die Blöden zu interessieren, besonders, da sich der Werkmeister bemühte, ihnen die Geschichten ganz kindlich zu bringen und sie durch entsprechende Gesten recht anschaulich und verständlich zu machen. Durch einige Fragen kam auch der „Theolog" zu seinem Rechte und zeigte, daß er tatsächlich seinem Beinamen Ehre macht.

Als nachher jeder ein Bildchen zum Andenken erhielt, das die vorher erzählten Geschichten veranschaulichte, waren die Bedauernswerten so froh wie Kinder. Am besten gefiel das Bild mit den Schäfchen, zumal einer von ihnen auch schon mal Schafe gehütet hatte. Während der Erzählung der Geschichten stand der vorhin erwähnte „Frager" immer dicht neben dem Werkmeister, und sein Gesicht verriet, daß er noch manche Frage auf dem Herzen hatte. Kaum war die Erzählung beendet, da fragte er auch schon, ob der Werkmeister singen könne, worauf das Liedchen: „Weil ich Jesu Schäflein bin" angestimmt wurde. Die erste Zeile konnten mehrere auswendig, die zweite auch noch einige, weiter versagten aber ihre Kenntnisse und der Werkmeister sang den Vers allein zu Ende. Singen scheint ihnen Freude zu bereiten, denn fast alle lallten mit, wenn auch jeder seine eigene Melodie (wenn man es so nennen kann) hatte.

Aus der Männerabteilung ging es zunächst in die Schlafräume, Badezimmer und Waschküche und dann in die weibliche Abteilung, die in einem besonderen Gebäude untergebracht ist. Hier empfing uns die Oberschwester und führte uns in den Aufenthaltsraum der weiblichen Insassen. Beim betreten desselben bot sich dem Auge ein buntes und doch so tief trauriges Bild. 18 bis 20 verkrüppelte und zum Teil sehr entstellte Menschenkinder saßen auf langen Bänken um einen Tisch. Einige verrichteten kleine Handarbeiten, wie Stricken und Stopfen, andere bewegten ihren Körper unaufhörlich nach rechts und links, indem sie halblaute Töne von sich gaben, die wohl singen bedeuten sollten, noch andere sahen still brütend vor sich hin, als hätten sie so große Probleme in ihrem Geist zu bewältigen, daß sie die ganze Welt nichts anging. Wahrlich ein ergreifend trauriges Bild. Viele von den Aermsten leiden außer dem Blödsinn, der Lähmung und manchen anderen Leiden auch noch an der Epilepsie, von der sie oft in der Nacht befallen werden und dann aus den Betten fallen und sich nicht selten verletzen. So ist es denn oft erforderlich, daß die Schwestern auch nachts viel zu tun haben, um ihren hilfsbedürftigen Pfleglingen beizustehen und ihnen zu helfen. Im allgemeinen verhalten sich die Insassen verhältnismäßig ruhig und zeigen sich den Anordnungen der Leiter gegenüber gefügig, außer zweien, die durch Eigensinn und nicht selten auch Wutanfälle den Leitern viel zu schaffen machen.

In allen Räumen sieht man Ordnung und Sauberkeit, was auf exakte Gediegenheit der Leitung schließen läßt.

Die Anstalt mit einigen Morgen anschließenden Landes hat ein Lodzer Fabrikant für diesen Zweck gestiftet, der auch jetzt noch einen bedeutenden Teil der Unterhaltskosten trägt. Das Uebrige tun mitleidige, zum Teil auch begüterte Bürger, sodaß die Elendesten unter den Elenden doch ein verhältnismäßig entsprechendes Dasein genießen können.

Als sich der Werkmeister verabschiedet hatte und auf seinem Heimwege war, stand noch immer das Bild der Unglücklichen vor seiner Seele und er dankte Gott inbrünstig für seine eigene und der Seinen Gesundheit.

Uneinigkeit.

Einigkeit macht stark, sie bringt Segen, Fortschritt, Glück, Hoffnung, Früchte der Arbeit in der Familie, Gemeinde, Politik und Staatswirtschaft. Einigkeit ist ein großes und seltenes Kleinod, ein sehr notwendiges Gut in unserer unruhigen, friedeleeren, uneinigen Zeit. Die Uneinigkeit aus den Kreisen der Welt trägt sich sehr oft auch unter die Gläubigen, und so werden nicht selten auch Gotteskinder in den teuflischen Sturm der Uneinigkeit hineingezogen. Mit betrübtem Herzen muß man feststellen, daß so viel Heiliges, Hoffnungsvolles, Wertvolles, so viel Freude im Herrn, Familien- und Gemeindeglück, Freundschaft, innige Gemeinschaft, jahrelange Arbeit, zerstört, vernichtet wird mit frechem Munde, kaltem Herzen und harter Hand. Die Uneinigkeit ist eine böse Krankheit, der ruinierende Krebsschaden unserer Zeit, die allen wahren, treuen und friedfertigen Gotteskindern viel Kummer, Sorgen und Herzeleid bereitet, und vor der man wie vor einer Pest fliehen sollte. Wann entsteht Uneinigkeit?

1. Wenn ein jeder seinen Willen durchsetzen will. Einen starken, festen Willen zu haben und ihn für etwas Gutes, Schönes, Großes, für Gottes Ehre einsetzen, das ist rühmenswert. Wenn man aber seinen starren Willen in Zeiten höchster Spannung durchsetzen, sein Recht behaupten, mit dem Kopfe durch die Mauer und nicht nachgeben will, wenn man sich auf keinen Fall beugt, obgleich dadurch das größte Unheil, der größte Schaden entsteht, dann müssen die gespannten Saiten springen, und um die Einigkeit ist es geschehen. Wenn wir durch unsere Rechte nicht Gott zu seinem Rechte kommen lassen, wenn unser Wille nicht von Christus völlig besiegt, gebrochen, niedergerungen ist, daß wir sprechen können: nicht mein, sondern dein Wille geschehe, dann kann durch einen ungeheiligten Willen viel Zerstörung und Leid angerichtet werden.

2. **Wenn man der Verleumdung huldigt, dann entsteht Uneinigkeit.** In London ist eine Vorhängeschloß-Gesellschaft gegründet worden, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, gegen die Unsitte der üblen Nachrede anzukämpfen. Die Mitglieder müssen sich verpflichten, kein Gerede zu wiederholen und über keinen Menschen etwas Schlimmes zu sagen, ob es wahr oder unwahr sei. Solche Gesellschaft sollte jede gläubige Gemeinde sein. Wenn man aber nicht aufhört, Böses über Abwesende zu reden, anstatt es Demjenigen in die Augen zu sagen, dann kann auch die Uneinigkeit nicht aufhören. Diese Klatschsucht hinter dem Rücken des Nächsten, und wenn sie mit noch solch großer Heiligkeit geschieht, ist doch ein ganz teuflisches Handwerk. Friedrich der Große sagte: es ist gleich, ob man mit der Zunge oder mit dem Schwerte mordet. Eine Mutter im Niebelungen-Lied sagte zur Tochter: Weiber vergießen oft durch ihre bösen Zungen mehr Blut als Männer auf dem Schlachtfelde. Jemand sagte: Die gefährlichste Tür auf Erden ist der Mund. Wenn sich diese Tür öffnet und die Herrin dort drin, die Zunge, hin und her zu laufen anfängt, dann fliegen sehr bald giftige Schwerter und Pfeile heraus, die Herzen und Gemüter vergiften, Glück und Freuden zerstören. Ja wie viel Uneinigkeit, Unfrieden haben schon verleumderische Zungen gestiftet. Wie ernst ist doch Jesu Wort: Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am Jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort daß sie geredet haben.

3. Wenn man dem Zorn freie Zügel läßt, dann entsteht Uneinigkeit. Wo die Zornesmacht nicht durch die Geisteskraft gedämpft, gezähmt, bekämpft wird, da ists um die Einigkeit geschehen. Wie traurig, daß die Wut und Zornesausbrüche ständige Begleiter sind im Leben vieler Menschen, und nicht selten sogar an heiligen und geweihten Stätten. Der Zorn tut nicht was vor Gott recht ist, und er macht den Menschen zum Unmenschen und dem wilden Tiere gleich. Wenn er dahin fährt wie einem Orkan, der Bäume entwurzelt, Häuser umreißt, oder Menschenherzen bricht, alle Barmherzigkeit, Liebe und Langmut mit Füßen tritt, das ist nicht vom Herrn, und mag man hundertmal behaupten, daß man für den Herrn eifert. Durch den Zorn werden alle Grundfeste des Friedens, der Einigkeit erschüttert, eingeschlagen. Jedesmal, wenn wir im Zorn etwas tun oder reden, tun oder reden wir unrecht, was wir in der Stille vor dem Herrn bitter bereuen müssen. Zürnet und sündiget nicht; lasset, die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen. Eph. 4, 26.

4. Wann man sich durch Torheit und Kleinlichkeit irreführen läßt, wird der Uneinigkeit zum Siege geholfen. Ein Narr schlug aus Gewohnheit mit seinem Stecken die Menschen beim vorübergehen, ohne ihnen wehe zu tun, und lachte dabei. Nun kam ein fremder Narr in dieselbe Stadt, der auch dieselbe Gewohnheit hatte, und schlug den Stadtnarren. Da schlug der Stadtnarr jenen wieder, und der fremde schlug gleichfalls wieder. So schlugen sie sich und keiner wollte der Klügere sein. Sie schlugen sich so lange, bis sie nicht mehr konnten und auf die Erde wie tot niedersanken. Von dem Tage an wichen sie einander aus, wenn sie sich begegneten. Man zog einmal mit Waffen in den Krieg. Da fragte Jemand, was das bedeute. — Man zieht in den Krieg. — Was tut man im Kriege? Man erschlägt einander, vernichtet Menschen, Tiere, Städte, Dörfer. — Warum geschieht das? — das geschieht, damit Frieden gemacht wird. — Wäre es nicht besser, man machte vor dem Schaden Frieden, ehe der Schaden angerichtet ist? Diese Geschichtchen aus alter Zeit enthalten eine unveraltete Wahrheit. Wenn Narrheit und Kleinlichkeit auf dem Thron des Herzens sind, wo man einer wichtigen Sache wegen das Feuer schürt, und wo niemand der Klügere sein will, welcher nachgibt, da muß die Einigkeit fliehen. Und wie traurig, daß man nicht vor, sondern erst nach dem Schaden klug wird. Die Torheit zankt und streitet sich um Kleinigkeiten, die Weisheit sucht um alles in der Welt den Frieden, auch selbst dann, wenn sie den Kürzeren zieht, wenn sie benachteiligt wird, wenn sie Unrecht leidet.

5. Wenn man die Fehler und Sünden immer nur bei andern und nicht bei sich selbst sucht. Deshalb ist die Uneinigkeit, die Zerrissenheit oft so groß, weil man alles Schlechte, alle Schuld, Mängel und Sünden auf den Nächsten ladet. An allem Unheil ist der andere schuld; der ist ein Geizhals, Unzüchtiger, Leichtsinniger, Eigensinniger, Bösewicht, aber sich selbst erhebt und salbt man zum Heiligen. Des anderen Ehre und Ansehen tritt man kalt in den Straßenschmutz, und sich windet man ins Gewand der Sündlosigkeit. Da steht der Pharisäer im Tempel und spricht: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute . . . auch nicht wie dieser Zöllner . . . „Der Zöllner wagte vor Schuldgefühl nicht, seine Augen zum Himmel zu erheben, sondern schlug an seine Brust und betete: „Gott sei mir Sünder gnädig." Und dieser erlangte Vergebung, wurde Gott angenehm, während Jesus über die Pharisäer jene erschütternden Worte sprach: „Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler." Würde man, indem man über andere den Stab bricht, ehe man andere richtet an seine eigenen Unvollkommenheiten denken und sich dessen erinnern, daß man auch nur ein armer Sünder sei, der durch Gnade selig werden will, dann würde man über andere anders urteilen, und so manche Uneinigkeit würde beseitigt. Schwingen wir nicht so strenge das Gerichtschwert über andere, denn mit welcherlei Maß wir messen wird uns gemessen werden. Lassen wir den Geist Christi walten, welcher sprach: So dein Bruder siebenzigsiebenmal an einem Tage an dir sündigt sollst du ihm vergeben. — Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie. Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen. Er schalt nicht, da Er gescholten ward, er drohete nicht, da Er litt, Er stellte es aber dem anheim, der da richtet.

6. Weil man mit Gott nicht in völligem Frieden lebt, deshalb verbreitet man selbst Unfrieden und Uneinigkeit. Der rechte Ernst des Christentums, die rechte Entschiedenheit des Glaubens, die erste Liebe zu Christo und den Seinen, die flammende Begeisterung für Gottes Sache, vor allem die innige Gemeinschaft und Herzensverbindung mit Gott ist dahin, und Lauheit und Gleichgültigkeit allem Göttlichen gegenüber ist ins Herz eingekehrt, und so wird man ein Werkzeug der Uneinigkeit. Würde der tiefe, wahre Gottesfriede mit allen seinen Segnungen im Herzen wohnen, dann würde er auch ausströmen auf andere, dann würde er sich wie ein Wasserstrom auch von uns über andere ergießen. Sehr oft entsteht aber auch Uneinigkeit durch die Verirrungen, Sündenwege, Verweltlichung, durch den Ungehorsam, die Unbeugsamkeit mancher Familienglieder und Gemeindemitglieder.

Wollen wir, gleich der Gemeinde in Jerusalem, ein Herz und eine Seele in Christo sein, soll uns in guten und in bösen Zeiten das starke Band der christlichen Liebe und der göttlichen Einigkeit verbinden, dann kann es nur möglich sein durch die Pflege der Gemeinschaft untereinander, durch die Fürbitte für einander, durch die Langmut und Geduld mit einander, durch Mitleid, Trost, Hilfe,

Rat für einander, durch die rechte Einschätzung unseres Lebenszweckes, durch die innige Verbindung mit Jesus, unserem Vorbilde, und durch den unverwandten Hoffnungsblick nach der seligen Einigkeit. Wie können wir von Jesus zur Rechten gestellt, wie wollen wir ewig zusammen sein in einem Himmel mit denen, mit welchen wir uns bekämpfen, hassen, verleumden und mit denen wir uneinig sind? Deshalb laßt uns von Herzen sprechen:

Gesegnet sei das Band,
Das uns im Herrn vereint!
Geknüpft durch Christi Liebeshand,
Bleibt's fest, bis Er erscheint.

Hinter dem Nebel.

In Skovgard Petersens „Buch der Jugend" lesen wir: Es herrschte dichter, undurchdringlicher Nebel. Man konnte keine Schiffslänge weit vor sich sehen. Da stoßen zwei mächtige Dampfer zusammen: die „Republik", die herüber von Amerika kommt, und die „Florida", von Europa kommend mit italienischen Auswanderern. Alle Hoffnung schien aus zu sein. Beide Schiffe waren dem Sinken nahe, doch das eine hatte einen Apparat für drahtlose Telegraphie. Eiligst läßt man durch den Nebel die Meldung ausgehen: „Zwei Schiffe in Not." Die elektrischen Luftwellen zittern über das Meer hin dreihundert Seemeilen weit im Umkreis. „Zwei Schiffe in Not! Hilfe! Hilfe!" Stunde um Stunde hielt der Telegraphist sich daran. Vierzehn Stunden saß er oben auf dem Mast des am meisten beschädigten Schiffes und gab unaufhörlich das gleiche Signal, während der Dampfer Zoll um Zoll sank. Alles, so schien es, umsonst! Eine schier hoffnungslose Situation! Da — nach vierzehn bangen Wartestunden — da lichtet sich plötzlich der Nebel; und was wird man gewahr? Rings um die Unglücksstätte her liegt mehr als ein halbes Dutzend Schiffe zur Hilfe bereit. Man war am Verzweifeln gewesen; man hatte gedacht: „Ach, alles Rufen nach Hilfe ist doch umsonst!" Aber man hatte nicht gesehen, was hinter dem Nebel vorging. Die Hilferufe hatten die Aufnahmeapparate vieler Schiffe in Tätigkeit versetzt. Die Schiffe hatten ihren Kurs geändert und waren zur Hilfe herangesteuert. Alles das war geschehen — aber hinter dem Nebel; und erst als der Nebel sich lichtete, sah man, daß Hilfe in Ueberfluß da war!

Sei nicht mutlos in deinem Beten! Gib es nicht verloren, wenn es so aussieht, als höre Gott nicht. Halte aus im willigem Horchen auf das Evangelium von Seiner Liebe, während du Meldung auf Meldung von deinem Zweifel Ihm zuschickst. Da geschieht dann etwas hinter dem Nebel; rechne darauf nur getrost. Und einstens, wenn der Nebel reißt, dann siehst du Gottes Herrlichkeit reichlicher, als du es je gedacht. Es stellt sich das eigene Erlebnis ein.

Eine gute Regel.

Von einer edlen christlichen Frau des Altertums, die an ihrem rohen heidnischen Gemahl viel zu tragen und zu dulden hatte und deren innigstes Verlangen dahin ging, ihn auf den Weg des Heils zu bringen, wird erzählt: „Sie sprach mehr mit Gott über ihren Mann, als mit ihrem Mann über Gott." Dieses Wort enthält eine Wahrheit auch für uns über unser Verhalten gegen die, von denen wir zu leiden, an denen wir zu tragen, mit denen wir zu kämpfen haben, über unser Verhalten gegen unsere Feinde. Sprich auch du mehr mit Gott über deine Feinde, als mit deinen Feinden über Gott oder mit andern Menschen über deine Feinde; das heißt, was du über sie zu klagen hast, das trage lieber Gott im Gebet vor, als daß du es ihnen selbst in Zank und Hader vorhältst oder zu anderen darüber sprichst, was ja doch zu nichts führt.

Unter dem Regenschirm.

Vor einigen Jahren wars, da ging bei strömendem Gewitterregen, aber unter gutem Schirm, durch eine Straße der schönen Stadt Zürich ein Kaufmann, und zwar einer von denen, welche die köstliche Perle gesucht und gefunden haben. Raschen Schrittes holt er einen Arbeiter ein, der in seiner leichten Bluse bald bis auf die Haut durchnäßt war. „He Freund! kommt ein wenig unter meinen Schirm!" sagte er zu ihm, und Bankier und Blusenmann gehen unter einem Schirm. Schulter an Schulter, Herz an Herz. Da geht dem Blusenmann sofort das Herz und der Mund auf, er klagt dem unbekannten Herrn, wie er unverschuldet seine Stelle verloren habe und vergeblich seit langer Zeit Arbeit suche, er wisse sich kaum mehr zu helfen. „Habt Ihr denn auch am rechten Orte angeklopft?" fragt ihn der Herr dazwischen. „Ja, überall, wo ich irgend denken konnte, es wäre etwas für mich. Oder wo meinen Sie denn?" erwiderte mit mißmutigem Seufzer der Arbeiter. „Ich meine, wie es heißt „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen!" gibt ihm der Kaufmann zur Antwort, deutet mit wenigen Worten noch an, wie er es machen müsse, sagt dem Arbeiter auf seinen Wunsch, wer er sei und wo er wohne, und dann gehen die beiden mit herzhaftem Händedruck auseinander. Nach etlichen Tagen schon erscheint der Blusenmann auf des Kaufmanns Büro: „Gott grüß Euch, mein Herr, es hat geholfen! Ich danke Ihnen hunderttausendmal für den guten Rat, ich will ihn mein Lebtag nicht vergessen."

Merke daraus, lieber Leser, auch mit einem Regenschirm kann man Evangelisation antragen, die gute Botschaft unglücklichen Herzen nahe bringen, überhaupt mit allerlei unscheinbaren Dingen, wenn man sie in den Dienst der Liebe stellt. Selbstgerechte Rede, fromme Worte ohne hilfsbereite Hand verschliezen die Herzen; herzliche, ungeheuchelte Freundlichkeit nach Philipper 4, 5 aber erweicht sie, wie Gewitterregen dürres Erdreich.

Verschiedene Brillen.

Die Kinder spielten unten auf dem Hof. Der Glaser hatte ein farbiges Fenster auf der Vordertreppe erneuert und die übrig gebliebenen Glasstücke gaben ausgezeichnet, bunte Brillen. „Bei mir ist alles rot", rief ein kleines Mädchen, das sich ein Glas vor die Augen hielt, das von dem roten Rock der Königstochter aus dem Glasgemälde stammte. „Bei mir grün," rief eine andere, und ein kleiner Bursche, dessen Stück das Veilchensträußchen des Bräutigams der Prinzessin gebildet hatte, schrie ganz entzückt: „Alles blau, alles blau!" Und jeder hatte recht, jeder sah die Welt durch sein Glas wirklich anders als der andere.

Was die Kinder da unten auf dem Hofe taten, das tun die Großen auch. Ein jeder sieht die Welt durch seine Brille an; was Wunder, wenn die Welt den Leuten so verschieden vorkommt. Dem einen ist sie ein Jammertal, dem anderen ein Freudensaal; dem einen lacht die Luft, dem anderen grinst der Tod aus ihr entgegen. Der eine sieht nichts als Zufälligkeiten, der andere eine weise Vorsehung. Einer findet ein blindes unabänderliches Schicksal, einer ein wohl ineinander greifendes System von Ursache und Wirkung. Manche sehen kein Ziel und keinen Zweck in Natur und Geschichte, manche dagegen finden alles planmäßig geordnet und erkennen in der Weltgeschichte das Weltgericht. Und was sind die Brillen, durch die sie ein und dasselbe so verschieden anschauen? Der eine ist eben Atheist, da sieht er nur Zufall, der andere kennt den lebendigen Gott, da spürt er dessen kraftvolles Walten überall. Der eine ist Pessimist und sieht nur Elend und Not, der andere ist ein leichtsinniger Bursche und sieht deshalb nur immer Gelegenheiten zum Vergnügen.

Die Weltanschauung, die ein jeder hat, die läßt ihn die Welt so oder so ansehen, und nun ist die große Frage die: welches ist die richtige Weltanschauung? Denn nur mit dieser werde ich die Welt sehen, wie sie ist, und mich in ihr zurechtfinden können, ohne mich zu irren oder zu verirren. Ich halte mit den Besten, die je über unsere Erde gegangen sind, folgende Anschauung für richtig: Gott schuf die Welt, der Mensch verderbte sie, und der Sohn Gottes erlöste sie wieder. Freilich war ich nicht dabei, als Gott die Welt schuf, und auch die Verderbnis der Welt durch die Sünde des Menschen war schon geschehen, ehe ich geboren war, aber das dritte habe ich selbst erlebt, als ich der Vergebung meiner Sünden gewiß wurde. Und nachdem der Herr Jesus damit mein Heiland geworden war und Sein Heiliger Geist in meinem Herzen anfing zu regieren, da gingen mir die Augen auch über alle diese Geschehnisse auf und ich wurde getrost und fröhlich in meinem Herzen, weil die vielen Rätsel und Probleme in der Welt sich allmählich lösten, und die Erkenntnis Gottes auch in der Natur und Geschichte mir immer lebendiger wurde und mich zu Staunen und Anbetung trieb. Und wenn ich durch Gottes Gnade einmal werde ans Ziel kommen und die Erde von oben ansehen, da wird mir alles licht und klar sein, und ich glaube, ich werde aus der Bewunderung und aus dem Rühmen und Preisen der Allmacht, Weisheit, Gnade und Liebe Gottes nicht herauskommen. Ich glaube, es ist gut, ich gewöhne mich schon hier unten daran und übe mich treuer als bisher in der Anbetung unseres herrlichen dreieinigen Gottes. (O. Eismann, „Für stille Minuten.")

Die Wunder.

Man erklärt heute ganz frei und offen heraus: Wunder sind schlechterdings unmöglich. Deswegen müssen sie auch aus der Bibel herausgeschafft werden. Man läßt wohl das einfache Gerüst des Lebens Jesu stehen, daß Er in Bethlehem geboren, in Nazareth aufgewachsen, von Johannes getauft sei, sich Jünger gesammelt habe, im jüdischen Lande gelehrt, gegen die Pharisäer gekämpft und die Leute zum Reich Gottes eingeladen habe und endlich dem Haß und Neid Seiner Feinde erlegen und am Kreuze gestorben sei. Aber was darüber hinausgeht, das haben, so sagt man uns, die Verfasser den Evangelien hinzugesetzt, indem sie sich entweder selbst täuschten oder andere täuschen wollten. Alle die wunderbaren Taten und Geschichten, welche sie sonst noch von Christus erzählen, sind schöne und sinnige, aber im Grunde doch eitle Blumengewinde, mit denen sie das einfache Gerüst seines Lebens verziert und verhüllt haben. Aber man streiche einmal aus den Evangelien alle die Wunder, die von und an Jesus Christus geschehen sind. Man streiche aus denselben alle Seine Weissagungen und alle jene Worte, in welchen Er Sein göttliches Wesen, Seine göttliche Würde und Seine göttlichen Werke bezeugt. Und man sehe, was dann übrig bleiben wird. Und dann beweise man uns, daß der kümmerliche Rest die Kraft gehabt habe, die Welt umzugestalten und aus allen Völkern der Erde Tausende und Millionen dem Gekreuzigten zu unterwerfen. Wahrlich, diese Tatsache, die doch nicht abzuleugnen ist, wäre ein Wunder, gegen welches die Wunder des Neuen Testaments erbleichen und verschwinden müßten.

Als Hauptgrund, womit man die Möglichkeit der Wunder bestreitet, wird folgendes ausgeführt: „Die Wunder durchbrechen die klaren und bekannten Naturgesetze. Das kann und darf aber nicht sein. Wenn die Natur an einem einzigen Punkte aus ihren Angeln gehoben wird, so muß die ganze Schöpfung in sich zusammenstürzen." Und Tausende in unseren Tagen hören diese Worte und glauben sie blindlings. Tausende beten sie nach und streichen dafür das Wort: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich" aus ihrer Bibel. Man muß an einen persönlichen und lebendigen Gott glauben, wenn man überhaupt noch an ein Wunder glauben soll. Es ist aber leider dahin gekommen, daß ein großer Teil unserer Naturforscher nicht mehr an einen persönlichen Gott glaubt, weil sie Ihn noch nicht gesehen haben und Ihn nicht mit ihrer Vernunft erfassen können. Bei all ihrer Wissenschaft und Gelehrsamkeit bleibt wahr, was die Schrift sagt: „Die Toren sprechen: Es ist kein Gott!"

Doch es gibt auch viele, die nicht den persönlichen Gott, aber die Wunder leugnen und sich dabei auf die Naturgesetze berufen, welche der Gott, der sie gegeben, nimmermehr durchbrechen und zerstören könne. Aber was sind Naturgesetze? Es sind Gesetze und Regeln für das, was gewisse Dinge zu tun und zu leiden haben, und wie sie aufeinander wirken. Diese Gesetze sind dadurch niedergelegt worden, daß man wiederholte Beobachtungen und langjährige Erfahrungen mit einander verglichen und zu solchen Regeln zusammengestellt hat. Es ist aber auch eine Tatsache, daß Naturgesetze nach längerer Beobachtung und durch reifere Erfahrung widerlegt und berichtigt werden. Es kann heute noch als eine Verletzung der Naturgesetze angesehen werden, was morgen schon für eine Erfüllung derselben gelten kann. Vor fünfzig Jahren wurde es für eine Unmöglichkeit angesehen, daß Menschen weite Strecken durch die Luft fahren können. Vor fünfundzwanzig Jahren würde man es als eine Unmöglichkeit bezeichnet haben, von Amerika nach Europa ohne Drahtverbindung sprechen zu können. Vieles, das uns heute unmöglich erscheint, mag nächstes Jahr durch eine neue Entdeckung innerhalb des Bereiches des Möglichen gezogen werden.

Aber man sagt uns: Es gibt ganz einfache und feste Grundsätze, welche nie und nimmer aufgehoben oder verletzt werden können; und gerade diese werden durch die Wunder durchbrochen und zerstört. Wir fragen: Sind die Naturgesetze denn nicht Gottes Gesetze? Wenn sie auch unserer schwachen Kraft gegenüber starr und unbeugsam sind, können und müssen sie sich nicht beugen vor der Hand dessen, der sie gemacht und gegeben hat? Gott hat die Welt nicht aufgezogen wie ein Uhrwerk, daß sie durch

Seine Hand, wenn Er hineingreift, in Unordnung gebracht würde. Die Wunder gehen nicht wider, sondern über die Naturgesetze. Ein lebendiger Gott muß sich auch als lebendig erweisen. Seine Macht und Seine Güte sind es, die noch heute die ganze Welt und alle Kreaturen durchdringen, erfüllen, führen und regieren. Und weil Gott so alle Tage wirkt und an allen Orten schafft, so stört und zerstört Er auch nichts, wenn Er irgend einmal etwas Neues und Außerordentliches schafft. Es bleibt darum doch, auch trotz der Wunder, ja gerade durch die Wunder, Ordnung und Weisheit, Eintracht und Einklang in allen Seinen Werken.

Wir bleiben dabei: Weil Gott allmächtig ist, wird auch Seine Allmacht Ihm erlauben, in den Lauf der Natur mit starker Hand einzugreifen. Seine Weisheit und Seine Liebe zwingen Ihn oft dazu. Die Wunder gehören notwendig und wesentlich zur heiligen Geschichte. Sie gehören mit Notwendigkeit zu Christi Person und Werk. Die Wunder gehören zum Werke Christi, indem der Erlöser von aller Sünde auch äußerlich die Folgen nnd Wirkungen der Sünde aufhob. Sie sind die äußeren Zeichen Seiner helfenden und heilenden, rettenden und erlösenden, wohltuenden und segnenden Tätigkeit.

Kurven.

Eisenbahnzüge entgleisen häufig an solchen Stellen, wo die Schienen eine scharfe Kurve machen. Wie alle in der Bewegung befindlichen Körper, haben auch die Lokomotive und die Wagen hinter ihr das Bestreben, in der geradlinigen Richtung zu beharren. Dieses Beharrungsvermögen — die Wissenschaft nennt es das Gesetz der Trägheit — erweist sich stärker, als der durch die gekrümmte Bahn auf die Räder ausgeübte Gegendruck.

So geht es auch vielen Menschen. So lange ihr Weg bequem geradeaus geht, sind sie scheinbar die rechtschaffensten Menschen und besten Christen. Sie bleiben hübsch im Geleise und niemand kann etwas gegen sie sagen. Es ist ja auch unter diesen Umständen so leicht, seine Tugend und seinen Glauben zu bestätigen. Aber wenn schließlich einmal die Kurve kommt auf dem Schienenstrang des Lebens, wenn Gefahr, Leid und Trübsal nahen, dann ist die Entgleisung da. Man will nach dem Gesetz der Trägheit — ins Menschliche umgesetzt: nach der liebgewordenen Gewohnheit — den alten Schlendrian weitergehen, und sträubt sich, Gott auf dem Wege zu folgen, welchen Er mit uns einschlagen will. Nicht wenige Christen werden Opfer jenes Trägheitsgesetzes und kommen in Leiden und Versuchungen zu Entgleisung und Fall.

Unsere jüngste Vergangenheit, unsere Gegenwart und nächste Zukunft bedeuten scharfe Kurven. Wie viele haben in den Kriegsjahren ihren Glauben und ihre Moral verloren, und wie viele werden in den jetzigen und noch kommenden Elendszeiten noch gottlos und sittenlos werden!

Solchen plötzlichen Krümmungen sind Lebensanschauung und Charakter der Glaubenslosen, Oberflächlichen und sittlich Haltlosen nicht gewachsen; da kommt die Entgleisung.

Aber wie schützt man sich vor Entgleisungen? Wir müssen uns die höhere Kraft, welche von oben kommt, aus dem Evangelium zu eigen machen; müssen Jesus Christus, unseren Heiland, in uns aufnehmen. Diese Kraft hält und bewahrt uns bis zum seligen Ende. G. S.

Philipp Strongs Kreuzigung.

Von **Ch. E. Sheldon.**

Fortsetzung.

Strong ging nach Hause, von seiner Anstrengung vollständig erschöpft. Sein ganzes Ich hatte er in die Predigt hineingelegt und seine ganze aufgesparte Kraft heraufbeschworen — ein Verfahren, dessen er sich nicht oft schuldig machte, und um dessenwillen er sich bei dieser Gelegenheit Vorwürfe machte. Aber es war nun einmal geschehen, und er konnte es nicht wieder zurück nehmen. Um das Ergebnis seiner Predigt kümmerte er sich nicht; schon zu lange hatte ihn der Glaube beseelt, daß, wenn er die Botschaft verkündete, die Gott ihm gab, er über deren Resultat nicht ängstlich zu werden brauchte.

Aber die Leute von Milten waren von seiner Ansprache tief bewegt, waren sie doch nicht gewohnt, derartige Predigten zu hören. Und noch mehr: das Branntweinelement war in Aufruhr gebracht — es war nicht gewohnt, seine Machtstellung in dieser kühnen, fast ungestümen Weise angegriffen zu sehen. Jahrelang war seine Machtstellung unbestritten gewesen, und so unverschämt und frech hatte es sich festgesetzt, daß selbst diejenigen Bürger, welche seinen durchaus bösen Charakter kannten, zu dem Glauben verführt worden waren, daß nichts Besseres möglich wäre, als es zu konzessionieren. Aber daß der Schankbetrieb verbannt, beseitigt, ausgetrieben werden könnte — diese Vorstellung war nie in Milten vertreten worden, und die Ueberzeugung, daß er unterdrückt werden konnte und mußte, hatte niemals bei den Leuten Eingang gefunden. Sie ertrugen ihn eben als ein notwendiges Uebel. Deshalb schlug Strongs Predigt wie eine Bombe in das Branntweinlager. Noch vor Abend war die Nachricht von der Predigt über die ganze Stadt verbreitet. Die Schankwirte waren wütend. Für gewöhnlich zollten sie dem, was eine Kirche oder ein Prediger sagte, wenig Beachtung; aber Strong sprach von der Kanzel der größten Kirche in Milten. Nun wußten aber die Schankwirte, daß die großen Gemeinden, wenn sie sich vereinigen würden, sie zu bekämpfen, ihnen eine sehr unerfreuliche Lage bereiten und sie am Ende vertreiben könnten. So hatte der Pastor am Sonntag abend einige erbitterte Feinde mehr, als er nach dem Abendgottesdienst nach Hause ging. Die Schankwirte bildeten ein Ganzes, und einige seiner eigenen Gemeindeglieder stachelten einander auf. Strong hatte wieder dieselbe kranke Stelle getroffen, die er einen Monat vorher verwundet, und in seinem Angriff auf die Kneipe als Einrichtung hatte er notwendiger Weise alle diejenigen Gemeindeglieder verdammt, welche an die Schankwirte abvermietet oder mit ihnen etwas Geschäftliches zu tun hatten. Und wieder, wie vor einem Monat, gingen diese Eigentümer aus der Predigt fort, wütend darüber, daß sowohl sie als auch die Branntweinmacht unter Anklage gestellt worden waren.

Als Strong nach dieser ereignisvollen Predigt seine gewohnte Wochenarbeit begann, fühlte er den Druck der öffentlichen Meinung auf sich lasten. Er dachte an die Bitterkeit, eine gerechte Sache alleine führen zu müssen; er fühlte die Last der Sünde, welche sich die Gemeinde in dieser Sache aufbürdete, und mehr als einmal sah er sich gezwungen, aus seiner Seelsorgertätigkeit heraus nach Hause und in sein Arbeitszimmer hinaufzugehen, um dort sich mit seinem himmlischen Vater zu besprechen. Und während dieser ersten wenigen Wochen, die er in seiner neuen Gemeinde verbracht hatte, war er sehr schnell alt geworden.

Am Dienstag Abend dieser Woche schrieb er eine Zeitlang in seinem Arbeitszimmer, wohin er sich sofort nach dem Abendbrot zurückgezogen hatte. Es war fast acht Uhr, als er sich zufällig daran erinnerte, daß er versprochen hatte, das kranke Kind eines seiner Gemeindeglieder an diesem Tage zu besuchen.

Er kam herunter, nahm seinen Hut und Ueberrock und sagte seiner Frau, wohin er gehen wollte.

„Es ist nicht weit; ich bin in einer halben Stunde zurück, Sarah".

Er trat hinaus, und seine Frau hielt die Tür so lange offen, bis er die Stufen hinunter war. Sie wollte gerade die Tür schließen, da Philipp sich anschickte, die Allee der Straße hinabzugehen, als ein scharfer Knall dicht dabei ertönte. Sie kreischte und riß die Tür wieder auf; da sah sie beim Licht der Straßenlaterne, wie ihr Gatte taumelte und dann auf eine Ulme losstürzte, die dem Pfarrhause fast gegenüber stand. Als er etwa in der Mitte der Straße war, sah die Frau zu ihrem Schrecken, wie ein Mann dreist hinter dem Baum hervortrat, eine Pistole hochhob und absichtlich nochmals auf Philipp schoß. Diesmal fiel der Prediger und stand nicht wieder auf. Die Strahlen der Straßenlaterne beschienen seine schlanke Gestalt; er war derartig hingefallen, daß er mit ausgestreckten Armen dalag, und seine Figur bildete die Form eines großen umgestürzten Kreuzes. Fortsetzung folgt.

Wochenrundschau

Der Engländer Dr. James Robinson hat eine Erfindung gemacht, die für das Telegraphenwesen von weitgehendster Bedeutung zu werden verspricht. Ihm gelang es, über einen Telegraphendraht zugleich 40 Telegramme zu senden, während die bisherige Höchstziffer 6 bis 7 war. Dr. Robinsons Apparat scheidet durch eine Art Filtrieren des Aethers Störungen in der Luft vollkommen aus.

Diamantengräber haben in dem Diamantengebiet von Westtransvaal einen Diamanten von seltener Schönheit im Gewichte von 200 Karat gefunden. Dieser Stein soll einer der größten der Welt sein und wird von Sachverständigen auf wenigstens 4 Millionen Zloty geschätzt.

Die argentinische Regierung hat beschlossen, alle erwerbslosen Einwanderer in ihre Heimatländer zurückzubefördern. Auf diese Weise soll die in Argentinien immer mehr zunehmende Arbeitslosigkeit bekämpft werden. 2000 erwerbslose Einwanderer sind bereits von der Regierung abgeschoben worden. Nach einer weiteren Meldung sollten täglich je 700 erwerbslose Einwanderer aus Argentinien zurückgeschickt werden.

Aus Mailand wird berichtet, daß dort die von dem amerikanischen Physiker Dr. Darwin O. Lyon konstruierte Rakete, mit der er durch besondere Registrierinstrumente die Stratosphäre erforschen wollte, bei Versuchen explodiert sei, wobei drei Personen verletzt wurden. Die Rakete war einem Geschoß ähnlich gebaut, beinahe 3 Meter lang, und wog mit kompletter Apparatur 56 Kilogramm. Ihr Rumpf bestand aus Stahl und Alluminium, die Spitze, an der die Registrierungsapparate angebracht waren, aus Beryllium. Wenn die Rakete den höchsten Punkt erreicht hätte, sollte sich eine Fallschirmvorrichtung auslösen, die die im Innern der Rakete gelagerte Hülse mit den automatischen Registrierapparaten aus dem Raketenrumpf herausheben und zur Erde herabgleiten lassen sollte.

Ein amerikanischer Erfinder hat ein Raketenflugzeug konstruiert, mit dem er glaubt, eine Stundengeschwindigkeit von 1600 Kilometern zu erreichen, in welchem er eine Fahrt nach dem Mond unternehmen will, den er in 10 Tagen zu erreichen gedenkt.

In Südafrika hat der Landmesser Nott zwischen dem Tanganyika- und Nyassa-See den größten Meteor entdeckt, der bisher in Afrika gefunden wurde. Der Meteor ist eine feste Masse aus Nickeleisen und hat eine Länge von etwa 4,5 Metern und einen Durchmesser von 1,2 Metern. Er hat sich ungefähr einen Meter tief in den Erdboden eingegraben. Die Schätzungen seines Gewichtes schwanken zwischen 70 und 74 Tonnen. Die meteorologische Abteilung der Witwatersrand-Universität wird weitere Analysen vornehmen, und man glaubt, daß Nickeleisen und Chrom die hauptsächlichsten Bestandteile des Meteors sind. Der Landmesser hielt seine Entdeckung geheim und ließ sich sofort von der nächsten Regierungsstation die Bergwerksrechte für die dortige Gegend geben.

Der deutsche Dampfer Leander, der sich mit einer Ladung Stückgut, darunter Oel und Benzin, auf der Fahrt von Bremen nach Riga befand, ist bei Domenaes in die Luft geflogen. Auf dem Dampfer war aus unbekannter Ursache ein Brand entstanden. Es kam zu gewaltigen Explosionen. Eine Stichflamme erreichte die Höhe von etwa 100 Meter. Der Dampfer sandte sofort Hilferufe, worauf ihm ein Windauer Bergungsdampfer zu Hilfe eilte. Der 18 köpfigen Besatzung gelang es noch, dem Feuertode zu entrinnen. Das Zuwasserlassen eines Rettungsbootes war wegen der Eisverhältnisse nicht möglich. Die Mannschaft sah sich daher gezwungen, auf das den Dampfer umgebende Eis zu springen. Sie hatte keine Zeit mehr, sich anzuziehen. Nach einer schwierigen Eiswanderung haben die 18 Mann zum Teil barfuß die estländische Küste erreicht. Der Dampfer ist sofort nach der Explosion gesunken.

In England stürzte ein Flugzeug über London ab. Es hatte tags zuvor am Rande des Villenbezirks Hampstead eine Notlandung vornehmen müssen und kam nach dem Wiederaufstieg nur mit knapper Not um die Spitzen einiger Bäume herum und stürzte dann mit großem Krach auf das Dach eines Hauses. Es durchschlug das Schieferdach, den Boden und bohrte ein großes Loch in die Decke, wo es hängen blieb. Zum Glück waren die Bewohner ausgegangen, so daß niemand zu Schaden kam. Der Flugzeugführer blieb auch unverletzt.

Ein Bastler, namens William H. Oldham aus Warrington, hat die kühne Idee, mit einem von ihm selbst gebauten Wasserfahrrad über den Ozean zu radeln. Das Wasserfahrrad kann mit einer Art Windmühle getrieben werden, die nach jeder Windrichtung drehbar ist. Mit der Mühle verbunden ist eine Schiffsschraube. Bei Windstille will Oldham „radeln". Das Fahrzeug wiegt weniger als eine Tonne, ist ungefähr 12 Fuß lang, ganz aus Stahl und kostet 175 Dollar. Nach Oldhams Meinung ist es unsinkbar. Schlafen kann man in dem Boot nicht, aber bequem sitzen.

Oldham sucht noch nach einem Partner für seine abenteuerliche Fahrt. Er glaubt, daß er bestimmt einen Fahrtgenossen finden wird. Oldham rechnet mit einer Fahrtdauer von vierzig Tagen.



Wydawca i Redaktor: A. Knoff Łódź, Smocza 9 a Druk: „Kompas", Łódź, Gdańska 130